

Gianna Wilm

GESCHLECHT ALS KONTINGENTE PRAXIS IM SPORTUNTERRICHT

Eine videobasierte Praxeographie

Aus:

Gianna Wilm

Geschlecht als kontingente Praxis im Sportunterricht **Eine videobasierte Praxeographie**

Oktober 2021, 310 S., kart., 32 SW-Abb.

45,00 € (DE), 978-3-8376-5951-1

E-Book:

PDF: 44,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5951-5

Praxis ist durch Routinisiertheit bei gleichzeitiger Vollzugsoffenheit gekennzeichnet. Vor diesem Hintergrund bestimmt Gianna Wilm Geschlecht als kontingente Praxis und nimmt Geschlechteraktualisierungen im Sportunterricht in den Blick. Mithilfe videobasierter Praxeographie zeigt sie auf, wie geschlechtskonstruierende Praktiken in der Unterrichtspraxis routinisiert mitvollzogen, situativ (re)produziert und in einem Wechselspiel von *doing* und *undoing gender* durch die Teilnehmer*innen aktiv verhandelt werden. Über die Verknüpfung von Theorie, Methodologie und Empirie leistet sie einen Beitrag zur differenzierten Beschreibung der Bedeutung der Kategorie Geschlecht im Unterricht.

Gianna Wilm (Dr. phil.), geb. 1988, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Centrum für Lehrerbildung und Bildungsforschung und dem Institut für Sportwissenschaft der Stiftung Universität Hildesheim. Ihre Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind die empirisch-qualitative (Sport-)Unterrichtsforschung, die Soziologie der Praktiken, Geschlechterforschung und Kasuistik in der (inkluisiven) Lehrer*innenbildung.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5951-1

© 2021 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

- 1 Einleitung | 7**
- 2 Geschlecht als soziale Praxis | 13**
 - 2.1 Geschlecht als permanente Herstellungsleistung – eine ethnomethodologische Perspektive | 15
 - 2.2 Zur losen Kopplung von Sozialstruktur und Interaktionsordnung | 19
 - 2.3 Grundlagen einer praxistheoretischen Perspektivierung | 23
 - 2.4 Die Kontingenz von Geschlecht in sozialer Praxis | 36
- 3 Zum Forschungsfeld Schule und (Sport-)Unterricht | 47**
 - 3.1 Zur (Ir-)Relevanz sozialer Differenzen in Schule und Unterricht | 50
 - 3.2 Die Kategorie Geschlecht in sportpädagogischer Forschung | 62
 - 3.3 Ableitungen | 82
- 4 Method(olog)ische Konzeption | 85**
 - 4.1 Praxeologie als Forschungshaltung und ihr Verhältnis von Theorie und Empirie | 85
 - 4.1.1 Zur Zusammenbringung von Struktur und Handlung und den Auswirkungen auf die Beobachter*innenperspektive | 88
 - 4.1.2 Zur (Re-)Produktion einer Geschlechterordnung | 94
 - 4.2 Videobasierte Praxeographie – zum methodischen Vorgehen | 100
 - 4.2.1 Videographie als fokussierte Ethnographie | 102
 - 4.2.2 Zum sequenzanalytischen Vorgehen | 115
 - 4.2.3 Entscheidungen | 125
- 5 Geschlechteraktualisierungen in sportunterrichtlicher Praxis | 135**
 - 5.1 Geschlechterdifferenzierung als Organisationsprinzip | 136

- 5.1.1 Geschlechtszugehörigkeit als Einteilungskriterium | 137
- 5.1.2 Gleichberechtigung durch quantitativen Ausgleich | 147
- 5.1.3 Ein Kontrast: geschlechtsneutrale Organisation | 154
- 5.2 Geschlecht als Orientierungsrahmen für Körper- und Raumordnungen | 160
 - 5.2.1 Gleitzeit als *Freiraum* für geschlechtsbezogene Raumnutzungsmuster und Tätigkeiten | 161
 - 5.2.2 Konstitution von Zusammenkünften durch eine gleichgeschlechtliche Orientierung | 170
- 5.3 Stereotype Beiläufigkeiten | 185
 - 5.3.1 Situative geschlechtsbezogene Anschlüsse | 186
 - 5.3.2 Die „Damen“ im Sportunterricht – eine sprachliche Markierung als Differenzverschärfung | 205
- 5.4 Spielraum Männlichkeit | 220
 - 5.4.1 Praktiken der Unterordnung von Männlichkeit | 223
 - 5.4.2 Praktiken der Wiederherstellung von Männlichkeit | 231
 - 5.4.3 *Doing masculinity* als Absicherung von Männlichkeit | 243
- 5.5 Episodisches *Undoing Gender* | 249

6 Fazit | 283

Literatur | 293

1 Einleitung

„Das hier ist ja auch Mädchen-Volleyball¹. Im anderen Kurs hab ich nur Jungs; (.) da kann ich dann viel mehr machen. Die haben halt mehr Ballgefühl“. Diese Aussage einer Lehrperson im Erhebungskontext versinnbildlicht die Relevanz einer Auseinandersetzung mit Geschlecht im Sportunterricht. Mit diesem Zitat werden auf unterschiedlichen Ebenen Differenzierungen deutlich, die sich dabei immer auf eine zweigeschlechtliche Ordnung beziehen. Es findet eine Differenzierung von Volleyball und Mädchen-Volleyball statt, mit einer einhergehenden Hierarchisierung. Damit verbunden sind Annahmen über Geschlechterunterschiede im Sportunterricht, aufgrund derer im Unterricht mehr oder weniger gemacht werden könne, woraus sich unterschiedliche Möglichkeiten des Unterrichtens ergeben würden. Mögliche Leistungen im Sportunterricht werden damit in Abhängigkeit zu einer Geschlechtszugehörigkeit gestellt. In diesem Zusammenhang wird zusätzlich den Jungen mehr Ballgefühl zugeschrieben, wodurch neben Volleyball zahlreiche andere Sportarten als geeigneter für Jungen betrachtet werden und somit ein gekonnter Umgang mit Bällen als eine Art praktisches Können als allgemeingültige Eigenschaft von Jungen erscheint.

Anhand dieses Beispiels kann aufgezeigt werden, dass nach wie vor im Alltagsverständnis eine zweigeschlechtliche Ordnung vorherrscht und damit immer auch Annahmen über Eigenschaften und Verhaltensweisen verknüpft sind, die aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit zugeschrieben werden. Zudem wird deutlich, dass solche Geschlechtskonstruktionen nicht nur in außerschulischen Kontexten eine Rolle spielen, sondern Schule und Unterricht gleichermaßen als (Re-)Produktionsort der Zweigeschlechtlichkeit anzusehen sind. So beschreiben Faulstich-Wieland und Horstkemper (2012), dass die Schule als wichtige Instanz individueller und gesellschaftlicher Reproduktion in komplexer Weise an Konstruktionsprozessen von Geschlechterverhältnissen beteiligt ist (vgl. ebd., S. 36).

1 In der hier angesprochenen koedukativen Sportunterrichtsstunde haben zehn Mädchen und drei Jungen teilgenommen.

Somit ist es nicht verwunderlich, dass *Bildungsungleichheit* oder auch *Chancengleichheit* und *(Geschlechter-)Gerechtigkeit* zentrale Begriffe und Themen der Schul- und Unterrichtsforschung darstellen, die dabei immer wieder in Verbindung zu Geschlecht als soziale Differenzierungskategorie gesetzt werden. Vor diesem Hintergrund zeigt sich eine breit ausdifferenzierte Forschungslandschaft, die besonders mit der Einführung der Koedukation zu zwei Strömungen führte, die Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten. Auf der einen Seite wird der Blick auf Geschlechterunterschiede und den daraus hervorgehenden Benachteiligungen gerichtet. Hierbei standen lange Zeit die schlechteren Bildungschancen für Mädchen im Vordergrund, die sich aufgrund einer erst langsamen Entwicklung der Gleichstellung der Geschlechter ergab, in der Frauen nur sukzessive die gleichen Rechte erlangten. Dies spiegelte sich auch im Bildungssystem wider, weshalb zunächst Konzepte der Mädchenförderung entworfen wurden. Deutlich später fiel der Blick dann im Gegenzug auf Benachteiligungen der Jungen, woraus Überlegungen zur Jungenförderung entbrannten (vgl. Kreienbaum, 2008, S. 690). Die hieraus entstehenden Forschungen nehmen damit die Geschlechtszugehörigkeit in den Blick und untersuchen vor diesem Hintergrund die jeweiligen Unterschiede und daraus hervorgehende Benachteiligungen. Damit wird mit einer zweigeschlechtlichen Optik auf gesellschaftliche und in diesem Zusammenhang auf schulische Prozesse geblickt, wodurch die Entdeckung von Unterschieden immer auch auf dieses Beobachtungsschema zurückzuführen ist. Davon abweichend können auf der anderen Seite Forschungsansätze benannt werden, die die *Praxis* der Geschlechterunterscheidung fokussieren und eine Reflexion der Geschlechterverhältnisse vorsehen. Im Vordergrund hierfür steht besonders die von Hannelore Faulstich-Wieland (1991) entworfene reflexive Koedukation, mit der die *doing gender*-Prozesse der Lehrkräfte Beachtung fanden. *Doing gender* rekurriert dabei auf eine spezifische Sicht auf Geschlecht, mit der sich der Betrachtungswinkel verschiebt. Es wird nicht mehr nach Geschlechterunterschieden gefragt, sondern der Prozess der Unterscheidung rekonstruiert. Zurückführend auf West und Zimmermann (1991) in Anknüpfung an ethnomethodologische Studien wird damit Geschlecht als soziale Konstruktion konzipiert und mit *doing gender* auf eine permanente, interaktive Herstellungsleistung verwiesen. Die Gesellschaftsmitglieder zeigen sich jederzeit durch ihr Tun ihr Geschlecht an, weshalb Geschlecht als omnirelevant oder auch unhintergebar verstanden wird (vgl. Garfinkel, 1967, S. 118). Mit dieser Perspektive rückt demnach der Unterrichtsprozess in den Fokus, mit der Frage, wie die verschiedenen Akteure im Unterricht Geschlecht herstellen und sich hierdurch möglicherweise Hierarchien bilden oder Benachteiligungen entstehen. Im Zusammenhang mit der zu Beginn zitierten Aussage der Lehrperson

bedeutet das, dass die vorgebrachten Annahmen über Geschlechterdifferenzen nur dann relevant werden, wenn diese auch in der unterrichtlichen Praxis zu Tage treten. Mit einer solchen Perspektive wird somit ein Ansatz der binären Unterscheidung und damit zusammenhängenden Geschlechterungerechtigkeiten hinter sich gelassen. Stattdessen steht der Unterrichtsvollzug im Vordergrund.

Vor diesem Hintergrund hat sich eine beachtliche Zahl an Studien zu Geschlecht in Schule und (Sport-)Unterricht hervor getan, in denen sich der Sportunterricht als besonders prädestiniert für Geschlechterherstellungen und damit zusammenhängenden Differenzierung hervortut. Gieß-Stüber (2000) verweist darauf, dass durch die Zentralstellung des Körpers Männlichkeit und Weiblichkeit auf besondere Weise in Szene gesetzt und Geschlechterunterschiede schnell auf biologische Gegebenheiten zurückgeführt werden (vgl. ebd., S. 35f). In diesem Zusammenhang sprechen Gieß-Stüber und Sobiech (2017) von einer „Persistenz geschlechtsbezogener Differenzsetzungen im Sportunterricht“ (ebd., S. 265) und zeigen zugleich auf, dass es quasi keine Studien zu Geschlechterdifferenzierungen nach Beginn des 21. Jahrhunderts gibt (vgl. ebd., S. 266).

Hieraus ergibt sich ein Desiderat, dass sich nicht aufgrund von einem neu zu beforschenden Themengebiet erklären lässt, sondern das Forschungsfeld durch eine aktuelle Studie ergänzt. Zudem soll mit einer praxistheoretischen Sicht eine Erweiterung und Präzisierung der gängigen *doing gender*-Ansätze vorgenommen werden, indem die strukturellen Bedingungen von Geschlechtskonstruktionen mit der interaktiven Hervorbringung von Geschlecht in Verbindung gesetzt werden. Es wird eine materiell verankerte Sicht angelegt, in der das jeweilige Setting, die Dinge und Artefakte wechselseitig mit den menschlichen Teilnehmer*innen² an der Herstellung von sozialer Ordnung beteiligt sind und damit auch die Hervorbringung von geschlechtskonstruierenden Praktiken bedingen. Mit einer solchen Grundlegung besteht die Möglichkeit, Geschlecht nicht als omnirelevant anzusehen, sondern als spezifische Praktiken, die immer wechselseitig mit anderen Praktiken in Verbindung stehen und dadurch nicht immer relevant gesetzt werden müssen. Mit einer praxistheoretischen Perspektivierung kann somit der Prozess der Entstehung solcher Praktiken genauer in den Blick genommen werden, da die

2 In dieser Arbeit wird das Gender-Sternchen verwendet, um damit sowohl männliche, weibliche als auch nichtbinäre Geschlechtsidentitäten miteinzubeziehen. Wird auf das Sternchen verzichtet, ist damit das jeweilige Geschlecht gemeint. Zudem werden soziologische Begriffe wie beispielsweise „Akteur“ nicht verändert und werden entsprechend des Sprachgebrauchs der Theorien benutzt. Der von mir vornehmlich verwendete Begriff des „Teilnehmers“ wird hingegen in den eigenen Ausführungen zu „Teilnehmer*innen“ angepasst.

situative Hervorbringung an eine spezifische raum-zeitliche-Struktur und an die beteiligten Körper und Dinge gekoppelt ist.

Vor diesem Hintergrund ergibt sich die leitende Fragestellung dieser Studie. Es wird danach gefragt, *wie* Geschlecht im Sportunterricht aktualisiert wird. Damit wird der Fokus nicht ausschließlich auf die Lehrperson und ihr pädagogisch-didaktisches Handeln gerichtet, sondern die situativen Hervorbringungen von Geschlechtskonstruktionen werden in einen übergeordneten Zusammenhang gestellt, der das Handeln der Teilnehmer*innen bedingt. Hierdurch eröffnet sich ein neuer Blick auf solche Prozesse, deren Rekonstruktion zur Sensibilisierung für die komplexen Zusammenhänge von Geschlechtskonstruktionen im Sportunterricht beitragen kann.

Hierzu wird im folgenden zweiten Kapitel das theoretische Verständnis von *Geschlecht als soziale Praxis* dargelegt. Zur Annäherung an eine praxistheoretische Grundlegung wird dazu Geschlecht zunächst aus einer ethnomethodologischen Perspektive als interaktive und permanente Herstellungsleistung der Gesellschaftsmitglieder beleuchtet, um das grundlegende Verständnis von *doing gender* zu explizieren. Im Anschluss daran soll durch Überlegungen von Goffman zum Arrangement der Geschlechter eine lose Kopplung von Gesellschaftsstruktur und Interaktionsordnung aufgezeigt werden, durch die die Bedeutung der strukturellen Bedingungen aufgegriffen wird. Darauf folgend werden diese Erkenntnisse aufgegriffen und in eine praxistheoretische Perspektivierung überführt. Als grundlegendes Element einer Theorie sozialer Praktiken wird in diesem Zusammenhang die materielle Verankerung durch Körper und Dinge aufgezeigt sowie eine Neujustierung des Handlungsbegriffs durch Praktiken und Praxis vorgenommen. Zudem wird geklärt, inwiefern mit einer solchen Sicht der Dynamik der Welt, im Sinne von Wandlung und gleichzeitiger Geordnetheit und Regelmäßigkeit, Rechnung getragen werden kann. In diesem Zuge rückt die prinzipielle Vollzugsoffenheit von Praktiken in den Fokus, die als wesentlicher Bestandteil für die Kontingenz von Geschlecht anzusehen ist. Mit dem folgenden Übertrag des praxistheoretischen Verständnisses auf geschlechtskonstruierende Praktiken werden dann stabilisierende Strukturen als Besonderheit der Kategorie Geschlecht im Vergleich zu anderen sozialen Zugehörigkeiten beleuchtet, um daran anschließend den Stellenwert der Vollzugsoffenheit darlegen zu können. In diesem Zusammenhang werden auch die *doings* der Teilnehmer*innen, also auch *doing gender*, im Rahmen der Praxistheorie eingeordnet. Hieraus ergibt sich die Möglichkeit einer Präzisierung und zusätzlichen Öffnung der Perspektive um *undoing gender*. Geschlecht wird somit nicht als unhintergebar verstanden, sondern als kontingente Praxis.

Das dritte Kapitel richtet den Blick auf das *Forschungsfeld Schule und (Sport-)Unterricht*. Durch den praxistheoretischen Anspruch einerseits gesellschaftliche Strukturen und andererseits die interaktiven Prozesse nicht gegeneinander auszuspielen, sondern Makro- und Mikro-Perspektiven wechselseitig aufeinander zu beziehen, gilt es, die Schule als spezifische Rahmung zu untersuchen. Vor diesem Hintergrund wird zunächst die gesellschaftliche Funktion von Schule und Unterricht beleuchtet, um in diesem Zusammenhang die (Ir-)Relevanz von sozialen Differenzen zu explizieren. Davon abgeleitet wird der Stellenwert von Geschlecht als soziale Differenzierung herausgestellt und in diesem Zuge zentrale Debatten zu Geschlechtergerechtigkeit aufgegriffen. Darauffolgend werden Einblicke in die Sport(unterrichts)forschung gegeben und die Besonderheit des Faches in Bezug auf Geschlechtskonstruktionen im Fächerkanon der Schule herausgestellt. Zudem wird in einem Exkurs zu Geschlecht im (Leistungs-)Sport eine starke Verbundenheit zu dem außerunterrichtlichen Tätigkeitfeld aufgezeigt, die als weitere strukturelle Verankerung einer zweigeschlechtlichen Ordnung anzusehen ist.

Das vierte Kapitel nimmt eine *methodologische und methodische Einordnung* vor. Mit einer praxistheoretischen Perspektivierung geht eine Forschungshaltung einher, die Theorie und Empirie als wechselseitig miteinander verbunden begreift. Hieran anschließend werden Überlegungen zu einer Zusammenbringung von Struktur und Handlung als zentrales Anliegen der Praxistheorie dargelegt. Der Versuch der Auflösung von subjektivistischen und objektivistischen Erklärungen des Sozialen wirft dabei Fragen für empirische Beobachtungsmöglichkeiten auf. Vor diesem Hintergrund werden die jeweiligen Perspektivverschiebungen zweier zusammenzubringender Auslegungen aufgezeigt und Möglichkeiten dieser Zusammenbringung im Zuge der Beobachtung angegeben. Im Anschluss daran wird die Bedeutung der Reifizierung von bekannten Deutungsmustern im Rahmen einer festgeschriebenen Geschlechterordnung herausgearbeitet. Es wird erläutert, inwiefern eine praxistheoretische Perspektivierung mit einer daran angelehnten Forschungshaltung einer erneuten Wiederholung und Festschreibung entgegenwirken kann. Zudem wird die Erweiterung der Sicht auf Geschlechtskonstruktionen um *undoing gender* hinsichtlich der empirischen Umsetzungsmöglichkeit untersucht.

Darauffolgend werden die methodischen Entscheidungen dargestellt. Als logische Konsequenz eines solchen Verständnisses von Sozialität findet eine qualitativ-rekonstruktive Annäherung statt. Zudem soll durch Videoaufzeichnung von Sportunterricht der Komplexität, die sich durch eine Verkettung von unterschiedlichen Elementen der Praxis (sozialisierte Körper, Dinge und Artefakte) in einer damit zusammenhängenden raum-zeitlichen-Verortung ergibt, Rechnung ge-

tragen werden. Im Anschluss daran ergeben sich Fragen des Zugangs zu den Daten, da durch Videographien zunächst erstmal nur ein Beobachtungsrahmen geschaffen wird. In Anlehnung an ethnographische Verfahren, mit Anschluss an das offene Kodieren nach Strauss und Corbin (1996), werden Selektionsentscheidungen getroffen, die Daten aufgebrochen und Sequenzen für eine anschließende sequentielle Feinanalyse herauspräpariert. Anhand eines sequenzanalytischen Vorgehens können die aufeinander bezogenen Praktiken rekonstruiert werden, da sich durch die Reflexivität der Praxis immer eine bestimmbar Ordnung konkretisiert. Die Teilnehmer*innen zeigen an, wie sie verstanden werden wollen und welche Anschlusshandlungen erwartet werden (vgl. Alkemeyer, Buschmann & Michaele, 2015, S. 29f). Hierdurch ergibt sich eine wechselseitige Bezugnahme, die bereits eine sequentielle Struktur aufweist und die damit mittels Sequenzanalyse rekonstruierbar ist.

Das fünfte Kapitel umfasst den *empirischen Teil* der Arbeit, in dem die Ergebnisse in fünf Kategorien strukturiert sind. Hierzu werden ausgewählte Sequenzen aus den Unterrichtsstunden durch szenische Beschreibungen und Standbildern des Videoausschnitts zugänglich gemacht und im Anschluss daran die Interpretation durch eine Ergebnisdarstellung dargelegt. Die ausgewählten Sequenzen bilden dabei unterschiedliche Facetten der jeweiligen Kategorie ab. Im Fokus steht die Aktualisierung von Geschlecht in der jeweiligen situativen und materiellen Verortung. Hierdurch gerät in den Blick, wie Geschlecht in sportunterrichtlicher Praxis relevant gesetzt wird und wie durch die Teilnehmer*innen und das jeweilige materielle Arrangement diese Aktualisierungen vollzogen werden.

Im abschließenden Fazit – wie sollte es auch anders sein – werden die gewonnen Erkenntnisse zusammengefasst und besonders im Hinblick auf den Gewinn einer praxistheoretischen Sicht geprüft. Hierzu werden die Ergebnisse nochmal hinsichtlich der Routinisiertheit und Vollzugsoffenheit von Praxis rückgebunden, um auch die Möglichkeiten der Modulation und des Wandels von geschlechtskonstruierenden Praktiken in Augenschein zu nehmen.

2 Geschlecht als soziale Praxis

Die Überschrift „Geschlecht als soziale Praxis“ eröffnet bereits eine Sicht auf geschlechtliche Prozesse, die Geschlecht nicht als natürlich gegeben ansieht und Unterschiede auch nicht auf biologische Merkmale zurückführt. Es wird viel mehr auf Ansätze verwiesen, die das Geschlecht einschließlich des Geschlechterkörpers „nicht als Basis, sondern als Effekt sozialer Praxis“ (Hirschauer, 1989, S. 101) begreift. Eine solche Sichtweise kann dabei als *common sense* von gängigen Geschlechterforschungen bezeichnet werden, die auf dieser Basis beruhen, sich aber im Detail unterscheiden. Als einheitliche Ausgangslage stellt sich das sich zeigende Alltagswissen der Mitglieder unserer Gesellschaft dar. Die Zweigeschlechtlichkeit wird als natürliche Einteilung verstanden, die biologisch anhand der Genitalien begründbar ist und auf deren Grundlage zahlreiche Unterschiede zwischen den Geschlechtern erklärt werden. Wetterer (2008) bezeichnet dies als ein nicht weiter begründungsbedürftiges Selbstverständnis, dass „die Geschlechtszugehörigkeit von Personen und die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen als natürliche Vorgabe sozialen Handelns und sozialer Differenzierung zu betrachten [ist]“ (Wetterer, 2008, S. 126). In diesem Zusammenhang verweist auch Judith von der Heyde darauf, dass Geschlecht als besondere soziale Kategorie hervorsticht, da sie Praktiken der Naturalisierung beinhaltet, sodass „strukturell wahrgenommene Unterscheidungen nicht hinterfragt und stattdessen als biologisch, objektiv angenommen werden“ (von der Heyde, 2018, S. 59).

Mit Blick auf dieses Alltagswissen sind vor diesem Hintergrund zunächst erste Konzepte der sozialen Konstruktion von Geschlecht entstanden, die die Zweigeschlechtlichkeit als Ergebnis von historischen Entwicklungsprozessen verstehen, das sich in der sozialen Praxis immer wieder neu hervorbringt und dadurch reproduziert (vgl. ebd., S. 126). Auf dieser Grundlage wurde eine Unterscheidung von *sex* und *gender* etabliert. Auf Rubin (1975) zurückgeführt, bezeichnet *sex* das biologische Geschlecht, also die Anatomie, Morphologie, Physiologie und Hormone. *Gender* wird als ein im Verlauf von Sozialisationsprozessen erworbener Status beschrieben, der aus sozial und kulturell geprägten „Geschlechts-

charakteren“ bestehe (vgl. Kessels 2002, S. 49). In einer solchen *sex-gender-Unterscheidung* wurde von einer grundsätzlich natürlichen Unterscheidung in zwei Geschlechter ausgegangen, in der die kulturellen Ausprägungen von *gender* als gesellschaftlicher Reflex auf Natur gefasst wurden. Geschlecht wird als natürlicher Ausgangspunkt betrachtet, durch den sich Unterscheidungen im menschlichen Handeln, Verhalten und Erleben ergeben. Eine solche Trennung von *sex* und *gender* nimmt ihren Ausgangspunkt demnach immer im biologischen Geschlecht, indem versucht wird, dieses vom sozialen Geschlecht zu unterscheiden. Diese Sichtweise hat sich mittlerweile weiterentwickelt, indem nicht mehr von Natur und Kultur oder auch *sex* und *gender* ausgegangen wird, sondern stattdessen diese als Bestandteile einer reflexiven sozialen Praxis begriffen werden, die dadurch beides zugleich hervorbringt. Die Bedeutung des einen hängt wechselseitig mit der Bedeutung des anderen zusammen, da es eine getrennte Betrachtung gar nicht geben kann. Hieraus resultiert eine Verschiebung der Forschungsfragen der geschlechtskonstruktivistischen Ansätze: Es wird nicht mehr die Frage nach Geschlechterunterschieden gestellt, sondern die Rekonstruktion von Prozessen der Geschlechterunterscheidung in den Vordergrund gerückt (vgl. Wetterer, 2008, S. 126f).

Als Vorreiter für solche Perspektiven können besonders die ethnomethodologischen Studien über die Geschlechterherstellung von Harold Garfinkel und in Fortsetzung dann von West und Zimmermann genannt werden und der interaktionstheoretische Ansatz von Goffman, der mit dieser Perspektive das *Arrangement der Geschlechter* untersuchte. Aus diesem Grund sollen in den folgenden zwei Abschnitten diese Perspektiven aufgegriffen und dargestellt werden um Geschlecht als soziale Praxis zu verdeutlichen. Mit der ethnomethodologischen Perspektive wird dazu eine mikrosoziologische Betrachtung der interaktiven Herstellung von Geschlecht dargestellt, die mit Goffman zusätzlich um sozialstrukturelle Rahmenbedingungen erweitert, wodurch die mikrosoziologische Engführung geöffnet wird. Diese Sichtweisen werden anschließend als Grundlage in eine praxistheoretische Perspektivierung überführt, mit der die angelegte Sichtweise dieser Untersuchung ausdifferenziert wird.

2.1 GESCHLECHT ALS PERMANENTE HERSTELLUNGSLEISTUNG – EINE ETHNOMETHODOLOGISCHE PERSPEKTIVE

Eine ethnomethodologische Betrachtung von Geschlechtskonstruktionen³ wurde besonders von Harold Garfinkels Studie zu der Transsexuellen „Agnes“ geprägt,

-
- 3 In der Frauen- und Geschlechterforschung wird in vielen Arbeiten von ‚dem Konstruktivismus‘ oder auch von ‚der sozialen Konstruktion von Geschlechterdifferenzen‘ gesprochen. Regine Gildemeister (2001) verweist dazu darauf, dass der Begriff der Konstruktion durchaus different verwendet wird, sodass zunächst die unterschiedlichen Auslegungen geklärt werden sollten. Angestoßen von der Arbeit ‚Gender Troubles‘ von Judith Butler fand der Begriff ‚konstruktivistisch‘ Einzug in die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung und wurde in den Rezeptionen in der Folge häufig mit ‚diskurstheoretisch‘ gleichgesetzt. Ebenfalls wurden Arbeiten mit einer anderen Herkunftstradition als konstruktivistisch wahrgenommen. Hierzu nennt Gildemeister (2001) u.a. mikrosoziologische Ansätze oder Arbeiten aus der Tradition der Ethnomethodologie (Hirschauer 1989; Gildemeister 1992; Gildemeister & Wetterer 1992), ebenso wie systemtheoretische Annäherungen (Pasero 1995) und Arbeiten, die auf der Grundlage der Soziologie Pierre Bourdieus basieren (Engler 1993; Dölling & Kraus 1997). Des Weiteren wurde in unterschiedlichen Arbeiten die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit historisch betrachtet (vgl. ebd., S. 67ff). Der Begriff der Konstruktion zeigt sich also in sehr unterschiedlichen Verwendungen und Facetten. Kennzeichnend in allen Arbeiten ist eine Trennung von Biologie und Kultur und der damit verbundene Fokus auf Geschlecht als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen. Vereinend scheint also die Überwindung der Annahme eines vorgelagerten biologischen Geschlechts hin zu einer Aufladung des Bedeutungsgehalts von Genitalien zu Geschlechtszeichen. Es entsteht also nicht aufgrund der Genitalien eine Geschlechterordnung, sondern aus einer Geschlechterordnung werden andersherum erst Genitalien zu eben diesen Zeichen. Insofern steht der Begriff der Konstruktion für diesen Vorgang. Gegenstände und Tatbestände wie „das Geschlecht“ sind nicht gegeben, sondern sie werden ‚konstruiert‘ (vgl. Gildemeister, 2001, S. 69f). Wenn also in dieser Arbeit von Geschlechtskonstruktion die Rede ist, geht es genau um dieses Phänomen. Unabhängig vom biologischen Geschlecht, wird ein Konstruktionsprozess in Gang gebracht, der die Zweigeschlechtlichkeit stützt und uns zu ‚Mann‘ und ‚Frau‘ werden lässt. Dem Begriff der Geschlechtskonstruktion ist dabei der Begriff der Geschlechterdifferenzierung inhärent. Geschlechterdifferenzierungen sind häufig das Resultat des Konstruktionsprozesses, würden aber als alleiniger Begriff die Dimensionen von Geschlechtskonstruktionen zu eng fassen.

indem er sie auf dem Weg des Übergangs von einem zum anderen Geschlecht begleitete und dadurch selbstverständliche Handlungs-, Verhaltens- und Darstellungsweisen rekonstruieren konnte, die für eine adäquate Geschlechtsdarstellung notwendig sind. Diese Sichtweise basiert darauf, den „situierten alltäglichen Vollzug kultureller Praxis“ (Kelle, 2000, S. 119) zu analysieren, indem dies als eine endlose, fortlaufende Leistung der Gesellschaftsmitglieder verstanden wird. Als zentrale These für ein solches Verständnis formuliert Garfinkel (1967), „that the activities whereby members produce and manage settings of organized everyday affairs are identical with members' procedures for making those settings ‚accountable‘“ (ebd., S. 1). Er verweist damit auf einen reflexiven Charakter, durch den sich Gesellschaftsmitglieder gegenseitig durch eine aufeinander abgestimmte Darstellungspraxis ihre Handlungen und ihr Verhalten erkenn- und verstehbar machen und damit erst im Vollzug gemeinsam Bedeutung konstituieren. Die je spezifische Relevanz wird damit interaktiv hergestellt, sodass die Gesellschaftsmitglieder mit ihrem Tun eine gemeinsame soziale Wirklichkeit erzeugen. Um diese gemeinsame praktische Hervorbringung leisten zu können, geht Garfinkel von typischen *Methoden* des Alltags aus, die die Gesellschaftsmitglieder anwenden, um „Konsistenz, Kohärenz, Wirksamkeit, Effizienz, Geplantheit und andere rationale Eigenschaften einzelner und gemeinsamer Handlungen zu bewerten, hervorzu- bringen, zu erkennen, sicherzustellen und durchzusetzen“ (Garfinkel & Sacks, 1976, S. 134). Diese *Methoden* beruhen dabei nicht auf einem expliziten Wissen, sondern stellen sich eher als implizit gewusst dar, als eine praktische Kompetenz der Gesellschaftsmitglieder. Hierzu beschreiben Weingarten und Sack (1976), dass zur Bewerkstelligung des alltäglichen Vollzugs auf ein Wissen zurückgegriffen wird, das außerhalb der Handlungssituation verankert ist, diese also übergreift, und dann in der entsprechenden Handlungssituation eingebracht werden kann. Die Handelnden sorgen also dafür, dass ihre Handlung als die konkrete Handlung auch erkennbar und verstehbar ist. Es werden Anhaltspunkte für das Gegenüber gegeben, die eine Interpretation der Handlung möglich machen. Dieser reflexive Charakter der Darstellungen wird nicht bewusst durchgeführt, sondern findet implizit gewusst statt (vgl. ebd., S. 18f). In diesem Zusammenhang wird in ethnomethodologischen Studien von „doings“ gesprochen. Nach Weingarten & Sack (1976) soll damit betont werden, dass es immer ein neu in Gang zu bringendes Tun ist, durch das Gesellschaftsmitglieder eine soziale Ordnung herstellen (vgl. ebd., S. 13). Hierzu führen Weingarten & Sack (1976) weiter aus,

„daß [sic] die praktischen Handlungen als Hervorbringungen (*accomplishments*) angesehen werden. In einem solchen Verständnis sind Handlungen nie reflexhafte Äußerungen innerhalb eines Reiz-Reaktionsgefüges, ebenso wenig sind sie Entsprechungen gegenüber

Verhaltenserwartungen der Umwelt; es sind Handlungen, die immer auch den Zweck verfolgen, die Geordnetheit, Rationalität und Darstellbarkeit (*accountability*) des Alltagslebens herzustellen bzw. erkennbar zu machen“ (ebd. S. 13; H.i.O.).

Die gesellschaftliche Wirklichkeit existiert also nicht durch außersoziale Gegebenheiten oder vorsoziale Strukturen, sondern wird im Handlungsvollzug erzeugt. Zudem wird dadurch auch Abstand von individuellen kognitiven Prozessen genommen. Bergmann (1994) hält hierzu fest, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit in diesem Zusammenhang als „Vollzugswirklichkeit“ verstanden werden kann (vgl. Bergmann 1994, S. 6).

Mit dieser Betrachtungsweise untersucht Garfinkel (1967) in seiner Fallstudie zu ‚Agnes‘ den Vollzug des Übergangs von einem ‚sex-status‘ zum anderen. Er stellt sich die Frage, wieso der Wechsel von einem Status in einen anderen, wie zum Beispiel von der Schülerin zur Studentin, geregelt und kontrolliert abläuft und ohne weiteres möglich ist, jedoch der Wechsel des ‚sex-status‘ durch die Vorherrschaft der Zweigeschlechtlichkeit, weder vorgesehen noch jederzeit ohne weiteres machbar ist (vgl. Gildemeister & Hericks 2012, S. 136). In seiner Untersuchung wird Agnes, eine Mann-zu-Frau-Transsexuelle dabei auf ihrem Weg von einem Geschlecht zum anderen (‚passing‘) von Garfinkel begleitet. Er hatte damit die Chance ihre *Methoden* im Alltag zu beobachten, wie sie in einem aktiv gestalteten Vorgang, praktisch versucht, ihre Geschlechtszuordnung herzustellen (vgl. Keller 2012, S. 251f). Gerade durch dieses bewusste Erlernen der Verhaltensweisen, kann besonders gut abgebildet werden, welche Voraussetzungen das ‚Frausein‘ mit sich bringt und dass es mehr als ein Bündel von Verhaltenserwartungen ist, die auf eine Rolle bezogen sind. „Es geht um komplexe ineinander verwobene und aufeinander verweisende Muster von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘, die in jeweils situationsadäquater Weise im praktischen Handeln und Verhalten realisiert werden müssen“ (Gildemeister 2008, S. 139; H.i.O.). Gildemeister (2008) weist des Weiteren darauf hin, dass am Beispiel von Transsexuellen

„uns jene sozialen Praktiken vorgeführt [werden], die alltäglich so in Routinen übergegangen sind, dass wir sie i.d.R. nicht mehr bemerken. Die Binarität/Zweipoligkeit der Geschlechterklassifikation stellt eines der grundlegenden Typisierungsmuster dar, in denen die soziale Welt sich ordnet. Sozial kompetente Akteure handeln auf dieser Grundlage und realisieren sie als ‚wirklich‘“ (ebd., S. 139).

Garfinkel kommt vor diesem Hintergrund zu dem Schluss, dass die Kategorie Geschlecht einen „invariant but unnoticed background [...] of everyday life“ bildet

und spricht in diesem Zusammenhang von einer *Omnirelevanz* der Kategorie Geschlecht (Garfinkel 1967, S. 118).

West & Zimmermann (1991) greifen diese Annahmen auf und führen daraufhin das Konzept des *doing gender* ein. *Doing gender* ist nach West & Zimmermann als permanent fortlaufender Herstellungsprozess zu verstehen. Mit jeder menschlichen Aktivität wird die Geschlechtszugehörigkeit vollzogen und interaktiv hergestellt (vgl. Gildemeister 2008, S. 137). Für Gildemeister & Wetterer (1992) bedeutet das, „Geschlecht zu haben, indem man es tut“ (ebd. S. 212). Von zentraler Bedeutung bei West & Zimmermann (1991) ist dabei das Aufbrechen der dualen Unterscheidung von *sex* und *gender*, hin zu einer Trennung der Faktoren *sex*, *sex-category* und *gender*. Das sogenannte biologische Geschlecht (*sex*) wird bei der Geburt anhand der primären Geschlechtsmerkmale festgelegt. Die soziale Zuordnung im Alltag (*sex-category*) erfolgt durch die sozial geforderte Darstellungsweise mit der die Zugehörigkeit zu einer Kategorie demonstriert wird. Diese entspricht dabei meistens dem biologischen Geschlecht, kann aber auch davon abweichen. Beim dritten Faktor, dem sozialen Geschlecht (*gender*), kommt es auf ein situationsgerechtes, interaktives Handeln an, das in den Interaktionsprozessen intersubjektiv bestätigt und validiert wird (vgl. Gottburgsen 2000, S. 32).

Durch diese Erweiterung soll zum Ausdruck gebracht werden, dass die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit nicht aus der Biologie abgeleitet werden kann. Es besteht vielmehr eine wechselseitige reflexive Beziehung zwischen dem biologischen Geschlecht und der sozialen Zuordnung. Des Weiteren wird der Prozess der Herstellung und Validierung von Geschlecht in den Vordergrund gerückt, der sich interaktiv und situationspezifisch verorten lässt. So verweist Gottburgsen (2000) darauf, dass Geschlecht dementsprechend keine Persönlichkeitseigenschaft ist, sondern das Produkt sozialer Herstellung, wodurch Geschlechterunterschiede als Resultat dieser interaktiven Herstellung gedeutet werden können (vgl. ebd., S. 32).

Vor diesem Hintergrund kommen West und Zimmermann (1991) ähnlich wie Garfinkel zu dem Schluss, dass *doing gender* unhintergebar ist, vergleichbar eines Ausweiszwanges. Ihre eigene Frage „can we ever *not* do gender?“ (West & Zimmermann 1991, S. 24, H.i.O.) beantworten sie selbst mit einer Verneinung und sprechen sich damit für eine Beständigkeit der Geschlechtszugehörigkeit aus, da diese fortwährend im Vollzug hergestellt werde (vgl. ebd., S. 24).

Eine ethnomethodologische Perspektive öffnet demnach den Blick für die sozialen Prozesse, in denen Geschlecht interaktiv hergestellt wird und damit als Ergebnis dieser komplexen sozialen Prozesse zu sehen ist. Hierdurch konnte eine Trennung von *sex* und *gender* überwunden werden und die wechselseitige Bezugnahme herausgestellt werden. Der *doing gender*-Ansatz stellt sich dabei als ge-

winnbringend heraus, weshalb dieser in zahlreichen Studien rezipiert wird. Im nächsten Abschnitt soll mit den Überlegungen von Goffman diese Sicht erweitert werden, indem eine mikrosoziologische Engführung durch die Perspektive auf eine lose Kopplung von Sozialstruktur und Interaktionsordnung geöffnet wird. Zudem soll mit dieser Perspektive ein Blick auf die Haltbarkeit der Omnirelevanzannahme geworfen werden.

2.2 ZUR LOSEN KOPPLUNG VON SOZIALSTRUKTUR UND INTERAKTIONSORDNUNG

Mit Goffmans Sicht auf das Arrangement der Geschlechter können zunächst einige Parallelen zu den ethnomethodologischen Studien hinsichtlich der Konstruktion von Geschlecht aufgedeckt werden. Allerdings hebt Goffman hervor, dass neben der interaktiven Herstellung eine sozialstrukturelle Rahmung nicht unbeachtet bleiben darf. Durch eine solche lose Kopplung von Gesellschaftsstruktur und Interaktionsordnung kann die Perspektive auf Geschlechtskonstruktionen erweitert werden. Aus diesem Grund wird im Folgenden diese Möglichkeit der Kopplung im Zusammenhang mit einer *institutionellen Reflexivität* dargelegt und damit das Arrangement der Geschlechter nach Goffman nachgezeichnet, bevor im darauffolgenden Kapitel diese Perspektiven in einer praxistheoretischen Grundlegung zusammengeführt und erweitert werden.

Bei seinen Betrachtungen erkennt Goffman zunächst die biologisch bestimmbaren Unterschiede zwischen den Geschlechtern an und distanziert sich damit von Ansätzen die jegliche Unterschiede auf Konstruktionsprozesse beziehen. Dennoch geht er davon aus, dass nach der Zuordnungspraxis aufgrund der Genitalien bei der Geburt eine geschlechtsgebundene Identifikationsetikette in Gang gesetzt wird, die nicht ausschließlich durch die geringen biologischen Unterschiede zu erklären sind. Er betont zudem, dass im Gegensatz zu allen anderen Unterschieden einer Person, die biologischen Unterschiede auf Grundlage des Geschlechts eher als gering einzustufen sind. Damit stellt die Zuordnung zu einer Geschlechtsklasse den ersten Schritt in einem fortwährenden Sortierungsvorgang dar, der durch ein geschlossenes Bündel sozialer Glaubensvorstellungen und Praktiken gestützt wird. Von der Geburt an werden die Personen je nach Geschlechtszuordnung unterschiedlich behandelt und machen dadurch unterschiedliche Erfahrungen, genauso wie auch die zugeordneten Personen als Frau oder Mann unterschiedliche Erwartungen stellen können und auch erfüllen müssen (vgl. Goffman 1994, S. 109ff). In Folge dessen sieht Goffman jegliche Darstellung und Handlung nicht als Personenmerkmal aufgrund des biologischen Geschlechts, sondern beschreibt

diesen Komplex als ‚soziales Geschlecht‘⁴. Das Geschlecht kann eher als eine Eigenschaft von Organismen gesehen werden (vgl. ebd., S. 112).

„[Es] lagert sich eine geschlechtsklassenspezifische Weise der äußeren Erscheinung, des Handelns und Fühlens objektiv über das biologische Muster, die dieses ausbaut, mißachtet [sic] oder durchkreuzt. Jede Gesellschaft bildet auf diese Weise Geschlechtsklassen aus, wenn auch jede auf ihre je eigene Art“ (Goffman, 1994, S. 109).

Je nach Gesellschaft entstehen dadurch unterschiedliche Charakteristika für die jeweilige Geschlechtsklasse, die, „sowohl lobens- als auch tadelnswerte Züge“⁵ beinhaltet. Wenn Individuen nun unter Bezugnahme ihrer Geschlechtsklasse sich selbst hinsichtlich der Idealvorstellungen von Männlich- und Weiblichkeit sehen und beurteilen, entsteht eine Art Geschlechtsidentität. Diese Geschlechtsidentität ist an die Glaubensvorstellungen der Individuen gekoppelt und trägt einen großen Beitrag zur Selbstidentifikation bei (vgl. ebd., S. 110). Goffman verweist damit ähnlich wie Harold Garfinkel (1967) oder West & Zimmerman (1991) auf eine große Beständigkeit der Geschlechtszugehörigkeit und damit auch von Geschlechtskonstruktionen und benennt Weiblichkeit und Männlichkeit als „Prototypen des essentiellen Ausdrucks“. Diese sogenannten Ausdrucksformen informieren das Gegenüber über die „essentielle Natur“ des Senders. Die Individuen verhalten sich so, dass sie ihren eigenen Vorstellungen genügen. Dieses „Zeichen-Geben“ kann sich durch Ritualisierungen oder auch Symbole zeigen, deren Ikonizität überall zugegen ist. Entscheidend ist, dass nicht der Charakter oder das gesamte Wesen zum Ausdruck gebracht wird, sondern „einzelne, situationsgebundene Merkmale, die für den Betrachter relevant sind“ (Goffman, 1981, S. 35). Aus einer unendlichen Zahl von Eigenschaften, werden die Eigenschaften herausgegriffen, durch die es möglich ist, ihren Träger von den Menschen seiner Umgebung zu differenzieren. Dieses Ausdrucksverhalten ist nicht instinktiv im Menschen angelegt, sondern stellt eine gesellschaftlich definierte Kategorie dar, die sozial gelernt und geprägt wird. Ohne darüber nachzudenken, wird gewusst, wann welche Ausdrucksform, warum angebracht ist. Zudem können diese Ausdrucksformen auch spontan an den Tag gelegt werden, wodurch sie sich als natürlicher Ausdruck zeigen (vgl. Goffman 1981, S. 34f). Goffman deutet damit ein impli-

4 Der Begriff des ‚sozialen Geschlechts‘ stammt aus der deutschen Übersetzung von Knoblauch (1994). Goffman verwendet im Original die im englischsprachigen Raum gebräuchliche Unterscheidung nach ‚sex‘ und ‚gender‘ (vgl. Knoblauch 1994, S. 109).

5 In diesem Zusammenhang stellt Goffman die Geschlechtsklasse der Frauen als benachteiligte Gruppe heraus. Hierzu weiterführend: Goffman (1994).

zites Wissen an, das er auf einen Lernprozess zurückführt: Durch das Erlernen, wie und wann welches Ausdrucksverhalten gezeigt werden soll, lernen die Individuen „Objekte zu sein, die einen bestimmten Charakter haben, die diesen Charakter zum Ausdruck bringen und für die dieser charakterlogische Ausdruck ganz natürlich ist“ (ebd., S. 35).

Geschlechtsklassentypische „Handlungsweisen“, „Eigenschaften“ und „Charakterzüge“ sind demnach als Verkörperungen zu bezeichnen, die unbewusst vollzogen werden (vgl. Goffman, 1994, S. 113). In diesem Zusammenhang spricht Goffman von „Genderismus“ (ebd., S. 113) der nach Knoblauch (1994) am ehesten als eine „als Habitus inkorporierte Geschlechtsideologie“ (ebd., S. 113) übersetzt werden kann. Das gezeigte Verhalten⁶, lässt sich nicht auf formal festgelegte Regeln zurückführen, auf die das Individuum reagiert, sondern es tritt eher als eine „geschlechtsklassengebundene individuelle Verhaltensweise“ (Goffman, 1994, S. 113) auf. Zudem verweist er auf den Zusammenhang von Institutionen als „institutionalisierten Genderismus“, indem die Verhaltensmerkmale auf Organisationen zurückzuführen sind (vgl. ebd., S. 114). Der Begriff der Institutionen wird dabei von Goffman auf Formen des Zusammenlebens, wie die Institution der Paarbildung oder der Familie, aber auch auf räumliche Segregation und den Arbeitsplatz bezogen (vgl. Knoblauch 1994, S. 44). Entscheidend ist, dass bestimmte Verhaltensweisen zwar auf geschlechtsspezifisches Verhalten zurückzuführen sind, sich diese Verhaltensweisen allerdings erst aufgrund der Institutionen ausbilden. Die räumliche Trennung der Toiletten hat zunächst keinen geschlechtsspezifischen Hintergrund, da diese Trennung für beide Geschlechter auf gleiche Weise gilt und ihr auch keine biologisch erklärbaren Unterschiede zu Grunde liegt. Als Folge kann nun aber diese Trennung zum Anlass genommen werden, um eine unterschiedliche Behandlung der Geschlechter zu etablieren. Diese etablierten Unterschiede können daraufhin wieder leicht auf behauptete Charakterunterschiede zurückgeführt werden, wodurch der Eindruck einer personellen Verankerung geschlechtlicher Unterschiede entsteht (vgl. Goffman 1994, S. 114). Vergleichbar ist ebenfalls die parallele Organisation sportlicher Disziplinen. In den meisten Disziplinen findet eine Trennung anhand der Geschlechter statt, deren Begründung auf der unterschiedlichen Leistungsfähigkeit basiert. Hierzu merkte bereits Bettina Rulofs (2003) an, dass Größe oder Gewicht ebenfalls eine Möglichkeit der Trennung darstellen würde (vgl. ebd., S. 14). Die institutionalisierte Trennung erscheint jedoch als logische Folge der biologischen Unterschiede,

6 Goffman spricht in diesem Zusammenhang von „Verhalten“ oder auch „Verhaltensweisen“ und macht damit einerseits eine Abwendung von Geschlecht als Personenkategorie und andererseits den Einfluss von Institutionen deutlich.

sodass sämtliche Unterschiede rückwirkend auf das Geschlecht bezogen werden können. So können „tief verankerte institutionelle Praktiken so auf soziale Situationen wirken, daß [sic] diese sich in Kulissen zur Darstellung von Genderismen beider Geschlechter [sexes] verwandeln“ (Goffman 1994, S. 150). Goffman bezeichnet dies als „institutionelle Reflexivität“ (ebd., S. 150), die als Schnittstelle zwischen Interaktionsordnung und Sozialstruktur angesehen werden kann. Diese beiden Ebenen sind nicht klar abgegrenzt, sondern sind durch die institutionelle Reflexivität miteinander verbunden und bilden eine eigene soziale Ordnung aus (vgl. Knoblauch 1994, S. 38). Es besteht also „eine ‚lose Kopplung‘ interaktiver Praktiken und sozialer Strukturen“ (ebd., S.39), die sich bedingen können, aber nicht müssen.

Genau an dieser Stelle wird die Differenz zu dem *doing gender*-Ansatz aus der ethnomethodologischen Perspektive deutlich, in deren Vordergrund die Vollzugswirklichkeit steht und Geschlechterunterschiede als eine andauernde Leistung der Handelnden angesehen werden. Goffman verweist hingegen auf eine institutionelle (Re-)Produktion der Zweigeschlechtlichkeit und damit auf eine Bedeutsamkeit der Sozialstruktur. Durch die Berührung der Ebenen der interaktiven Praktik und der Sozialstruktur besteht für das Individuum die Möglichkeit, in der Interaktion auf ein anderes Ausdrucksverhalten als auf die Darstellung der Geschlechterunterschiede zurückzugreifen. Die Geschlechterunterscheidung wird institutionell gestützt und bedarf keiner permanenten situativen Hervorbringung. Diese Aufweichung der permanenten Herstellung von Geschlechterunterschieden wird von Goffman an dieser Stelle deutlich gemacht: „Ähnlich wie andere Rituale, so können auch die Darstellungen der Geschlechter fundamentale Merkmale der Sozialstruktur ikonisch reflektieren; ebenso leicht aber können diese Ausdrucksweisen ein Gegengewicht zu fest verankerten Verhältnissen darstellen und für diese entschädigen“ (Goffman 1981, S. 38). Goffman beschreibt hier die grundsätzliche Möglichkeit im eigenen Ausdrucksverhalten, eine andere Darstellung als die Unterscheidung der Geschlechter zu gebrauchen. Dennoch wird bei der Kategorie Geschlecht eine starke Beständigkeit immer wieder deutlich. So konstatiert Goffman (1981): „jede Szene, so scheint es, läßt [sic] sich als Gelegenheit definieren, Geschlechterunterschiede darzustellen; und in jeder Szene lassen sich geeignete Mittel dafür finden“ (ebd., S. 42; H.i.O). Goffman erweitert somit den Blick auf Geschlecht, indem ein sozialstruktureller Einfluss mitgedacht wird und Geschlechtsdarstellungen damit in Ansätzen als kontingent beschrieben werden, aber grundsätzlich als beständig und wahrscheinlich verstanden werden.